

Cäsar Flaischlen – ein Gespräch

Der junge Gerd besucht seinen älteren Freund Werner, den er über einer Literaturgeschichte sitzend entdeckt. Nach der Begrüßung ist Gerds erste Frage, wem das Studium des Freundes gelte.

Werner erwidert: Du wirst staunen! Ich lese nach, was hier über Cäsar Flaischlen steht.

Gerd: Wie kommst du gerade auf Cäsar Flaischlen? Gibt es den überhaupt noch?

Werner: Freilich gibt es ihn noch, wenn auch heute nur wenige ihn noch kennen. Am 12. Mai waren es hundert Jahre her, daß er in Stuttgart geboren wurde.

Gerd: Ach, das berühmte Jubiläum, ohne das man von vielen Dichtern überhaupt nichts mehr wüßte! Ist es bei Flaischlen nicht genau so?

Werner: Langsam! Laß dir zunächst ein Wort sagen, das der kürzlich verstorbene Ludwig Finckh anlässlich einer Würdigung seines Landsmanns Hermann Kurz zu dessen hundertstem Geburtstag im Jahre 1913 niedergeschrieben hat: „Wenn man hundert Jahre alt ist, so freut man sich über eine späte Ehrung, auch wenn man schon im Grabe liegt.“

Gerd: Es soll gelten! Aber da du schon Hermann Kurz erwähnst, ist bei diesem irgend etwas vorhanden, worin er mit Cäsar Flaischlen zu vergleichen wäre?

Werner: O ja! Vergleichbar ist allerdings nicht ihr Werk, wohl aber ihre kompromißlose Art, mit der beide ihrem Werke gelebt haben und ihren schweren Weg gegangen sind. Cäsar Flaischlen hat vierzig Jahre alt werden müssen, bis er einigermaßen anerkannt war. Dann allerdings ging seine Voraussage in Erfüllung: „Doch erst mit Fünfzig ist man durch und oben!“ Aber ich muß nochmals Ludwig Finckh erwähnen, mit dem der letzte der alten Garde der „Sieben Schwaben“ dahingegangen ist, die Theodor Heuss 1909 in dem gleichnamigen Buch zu einem Strauß zusammengebunden hat. Von diesen Sieben war Flaischlen der erste, der sich von dem schwäbischen Poetenwinkel losriß, um sich 1890 als freier Schriftsteller in Berlin niederzulassen. Dazu gehörte damals erheblicher Mut. Daß und wie er sich dann durchgesetzt hat, war den andern immer wieder vorbildlich. Das hat Ludwig Finckh am 2. März 1964, also wenige Tage vor seinem Hinscheiden, in die Worte zusammengefaßt: „Einst war Cäsar Flaischlen der schwäbische Dichter und Anreger in Deutschland, auch in Großberlin – unser aller Vorgänger. Ehre sei ihm und Dank!“

Gerd: Mit diesen Worten hat sich Ludwig Finckh selbst geehrt. Aber laß mich dir nun offen gestehen: ich weiß von Cäsar Flaischlen nur, daß er das Lied „Hab Sonne im Herzen –“ gedichtet hat.

Werner: Damit weißt du immerhin etwas. Nebenbei: dieses Lied ist jetzt gerade siebzig Jahre alt; auch ein schönes Alter!

Gerd: Meinst du im Ernst, dieses Lied, das doch einmal eine Art Volkslied war, könnte man heute noch singen?

Werner: Ich könnte mit der Gegenfrage kommen: wo wird denn heute überhaupt noch gesungen wie früher?

Gerd: In unserer lärmdurchtobten Zeit kann einem das Singen allerdings vergehen. Aber ich möchte nun doch etwas mehr über Cäsar Flaischlen erfahren. Was empfiehlst du mir da?

Werner: Als Cäsar Flaischlen am 16. Oktober 1920 erst sechsundfünfzigjährig starb, schrieb Theodor Heuss den schönsten Nachruf auf ihn. Dieser Nachruf ist in dem Buch von Heuss „Vor der Bücherwand“ wieder abgedruckt, ihn würde ich zuerst lesen. Dann nimm gleich ein Buch von Cäsar Flaischlen selbst zur Hand, entweder sein bekanntestes „Von Alltag und Sonne“, das seine einst vielbewunderten „Gedichte in Prosa“ enthält, oder die Gedichtbände „Lehr- und Wanderjahre des Lebens“ und „Zwischenklänge“. Ich möchte dich noch darauf aufmerksam machen, daß die meisten Gedichte Flaischlens ihren ganz besonderen Rhythmus haben und entsprechend gelesen sein wollen. Das ist gar nicht immer so einfach.

Gerd: Gib mir doch einmal eines, das du für besonders bezeichnend hältst!

Werner: Hier hast du das Gedicht, das dem Band „Von Alltag und Sonne“ vorgesetzt ist und zwar in der so charakteristischen Handschrift des Dichters.

Gerd, nachdem er das Gedicht „Der ist mein Freund nicht, der die Sonne nicht mag . . .“ gelesen hatte: Flaischlen hat es offenbar dauernd mit der Sonne zu tun. War er denn so etwas wie ein Sonnenanbeter?

Werner lachend: Keineswegs! Aber er war ein sonnenhungriger und sonnenfroher Mensch! Übrigens machst du ein Gesicht, als ob du von dem eben gelesenen Gedicht nicht sonderlich erbaut wärest.

Gerd: Du hast recht. Das Gedicht erscheint mir reichlich sentimental.

Werner: Zugegeben! Dabei entstand dieses Gedicht nach Flaischlens eigenen Worten: „aus Zorn gegen eine Welt, die noch 1893 darüber spottete, als ich eine Wohnung nach Süden nahm, und 1894 und 1897 noch darüber Witze machte, wenn ich mich auf Rügen nach dem Bad in den Sand legte; man behauptete, das sei höchst gefährlich und ungesund!“

Gerd: Nun, dieser Zorn gefällt mir; vielleicht wäre es besser für das Gedicht, wenn darin vom Zorn des Dichters über eine verständnislose Umwelt mehr zum Ausdruck käme. Aber wolltest du mir nicht noch etwas sagen über Cäsar Flaischlen und die Sonne?

Werner: Gewiß! Wenn du an den Zorn des Dichters über eine Umwelt denkst, die sich damals am liebsten vor der Sonne versteckte, dann verstehst du seine Liebe

zur Sonne. Dabei ist ihm die Sonne kein Gott, sie bleibt die Sonne, das lebenerweckende Gestirn. Bei Flaischlen gibt es auch nicht den „grünen Gott“, wie du bei ihm überhaupt nichts von Mythologie findest, womit man sich bei Lesern und Deutern so interessant machen kann. Er schreibt bewußt so einfach, daß ihn jeder verstehen kann. Gerd: Was will er denn mit dem Titel sagen „Von Alltag und Sonne“?

Werner: Das Grundproblem Flaischlens, das durch alle seine Bücher hindurchgeht, ist die Frage, wie man mit dem Alltag fertig werden kann, ohne daß dieser einen fertig macht. Der Dichter wird nicht müde, zu sagen, daß die Sonne immer da ist, auch in der Nacht. Das ist ja eine Binsenwahrheit. Dennoch macht sie den Dichter froh und spornt ihn an, auch in trüben Tagen auszuhalten, bis es wieder besser wird. Was er nun so erlebt und erkannt hat, das gibt er weiter. Hinter allem, was er sagt, steht der ganze Mensch. Er ist also in seinen Aussagen höchst subjektiv, aber stets ehrlich. Diese „unsägliche Ehrlichkeit“ sei auch das Große und Packende an seinem Roman, stellte Theodor Heuss in seiner Besprechung des 1904 erschienenen „Jost Seyfried“ fest.

Gerd: Ach, jetzt erinnere ich mich, über dieses Buch einmal gehört zu haben, es sei etwas besonderes damit.

Werner: Das Besondere an diesem Roman ist, daß er eben kein Roman ist.

Gerd: Wie soll ich das verstehen?

Werner: Flaischlen nennt sein Buch einen „Roman in Brief- und Tagebuchblättern“ mit dem Untertitel „Aus dem Leben eines Jeden“. Eine „Vornotiz“ unterrichtet uns deutlich über den Willen des Autors. Er schrieb ein Bekenntnisbuch. Was Gottfried Keller über Vischers „Auch einer“ äußerte, der sowieso einen Roman als „niedere Kunstform“ ansah, könnte man auch über den „Jost Seyfried“ sagen: es sei der „monumentale Bau eines Monologs“. Nun, nicht umsonst hat der neunzehnjährige Flaischlen seine frühesten Gedichte dem großen Ästhetiker vorlegen dürfen, dem sie, wie er sagte, ganz gut gefielen, nur seien sie zu subjektiv. Übrigens lag es Flaischlen völlig fern, mit seinem „Jost Seyfried“ den „Auch Einer“ etwa imitieren zu wollen. Die Handlung im „Jost Seyfried“ ist fast Nebensache. Es gibt nichts von Sex oder dergleichen, was heute unerläßlich erscheint. Der Dichter geht von der Überzeugung aus: „Die Seele lebt im letzten Grunde das gleiche Leben, wenn auch in verschiedener Höhe“. Daher meint er, jeder Leser habe in irgendeiner Weise teil am Ringen seines Helden um die Kunst in der Welt des Alltags und Markttrödels. Es ist klar, daß dabei viele autobiographische Züge eingeflochten sind.

Gerd: Ist nicht die Tatsache, daß Flaischlen so gut wie vergessen ist, darin begründet, daß die Menschen nach zwei Weltkriegen seelisch eben anders geworden sind?

Werner: Das dürfte richtig sein. Wir müssen uns darüber ein andermal unterhalten. Ich möchte dir jetzt lieber auf das Stichwort „Weltkrieg“ hin etwas sagen. Weißt du, daß Flaischlens Gedichte und sein „Jost Seyfried“ gerade den Soldaten des ersten Weltkriegs, besonders auch den Verwundeten und Kriegsgefangenen viel bedeutet haben? Im Nachlaß des Dichters, der in Marbach im Schiller-Nationalmuseum aufbewahrt wird, findest du viele hundert Feldpostbriefe, in denen Soldaten dem Dichter danken für das, was er ihnen gegeben hat. Es war vor allem der kleine Auswahlband „Von Heimat und Welt“, der in allen Feldbüchereien zu finden war und gelesen wurde.

Gerd: Wie erklärst du dir das?

Werner: Ich habe dir schon gesagt, daß Flaischlen nichts aussagt, was er nicht selbst erlebt hat. Und nun denke dir, daß der Soldat im Einerlei des Stellungskriegs, der Verwundete im Elend des Lazaretts, der Gefangene in der Trostlosigkeit des Lagers gerade dafür besonders aufnahmefähig war, wenn er immer wieder aufgefordert wurde, sich nicht aufzugeben und den Kopf hochzuhalten. Und zwar nicht im Kommißton, sondern in schöner dichterischer Form. Mit Recht lasen die Soldaten Flaischlens Gedichte als Aussagen eines guten Kameraden, der selbst gerungen und gelitten und durchgestanden hatte.

Gerd: Das ist ja eine wunderbare Bewährung für Wort und Werk eines Dichters!

Werner: O ja! Cäsar Flaischlen hat darin auch stets die schönste Anerkennung seines Dichtertums erblickt. Für ihn war seine Kunst eine moralische Angelegenheit getreu in Schillers Nachfolge. Wer also Schiller nicht mag, dem liegt Cäsar Flaischlen zweimal nicht, weil er seinen Lesern zu sehr auf den Leib rückt.

Gerd: Das will die heutige Jugend nicht.

Werner: Ich weiß; aber es ist die Frage, ob sie gut daran tut. Flaischlen vertrat – um einen Ausdruck von Vetter Hans zu gebrauchen – einen „so sauberen und menschlichen Idealismus“, daß er heute noch gehört zu werden verdient.

Gerd: Nun, mich soll jetzt nichts abhalten, den Dichter näher kennen zu lernen.

Werner: Gut so! Du wirst zwar bei ihm keine Antworten finden auf die tiefsten Fragen des Lebens. Dafür kann er dir manche Hilfe zur Bewältigung des Alltags geben. Und das ist in unserer Zeit auch etwas wert.

Walter Hagen